

Vernissage „china.ch“ Kunsthalle Palazzo

13. September 2014, Kulturhaus Palazzo, Liestal

Sehr geehrte Gäste, meine Damen und Herren,

„Welt in Liestal“ heisst die Ausstellungsreihe, die sich als roter Faden durch das Programm der Kunsthalle Palazzo im 35. Jahr des Bestehens des Palazzos zieht. Unter diesem Jahresmotto ist internationale Kunst in Liestal zu sehen, nach New York ist es jetzt China, Russland wird folgen, etwas später auch Frankreich. Mit anderen Worten: Die Kunsthalle Palazzo empfängt die ganze Welt. Ich begrüsse es sehr, dass das Kuratorium in der Kunsthalle Palazzo dem Publikum die Möglichkeit bieten will, sich im Sinne eines offenen Dialogs mit den verschiedensten Formen des zeitgenössischen internationalen Kunstschaffens auseinanderzusetzen. Im internationalen kulturellen Austausch übernimmt die bildende Kunst eine immer stärkere Rolle. Bilder kommunizieren jenseits aller Sprachbarrieren und kulturellen Traditionen.

„Welt in Liestal“ ist eine Einladung nach Liestal, z. B. an jene Schweizer Künstlerinnen und Künstler, die in der Ausstellung „china.ch“, die wir heute eröffnen dürfen, vertreten sind und in einem Austauschatelier in Shanghai oder in Peking neue Perspektiven gewonnen haben. Für sie trifft zweifelsohne sowohl im eigentlichen wie im übertragenen Sinne zu, dass man weit reisen muss, um anzukommen – wobei es bekanntlich am besten ist, soweit zu reisen, dass man nie ankommt, sondern immer unterwegs bleibt, solange, bis die Gesetzmässigkeiten der laufenden Veränderungen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Dies ist in erster Linie ein mentaler Akt, eine Selbsttechnik. Man muss bereit sein, den Halt zu verlieren, um ihn wiederzufinden zu können, in der Absicht, sich zu verwandeln.

Die Chance zur neuen Wertbestimmung ergibt sich aber auch in der Auseinandersetzung mit den Werken chinesischer Künstlerinnen und Künstler in der Ausstellung china.ch. Die Präsenz chinesischer Gegenwartskunst in Liestal freut mich. Es bietet sich die Chance, die Bilder, die wir uns von chinesischer Kunst machen, zu hinterfragen. Seit chinesische Kunst seit Anfang der 1990er-Jahre in Europa gezeigt wird, gibt es nämlich zwei verschiedene

Arten chinesischer Kunst: eine Kunst, wie sie durch westliche und eine, wie sie durch chinesische Augen gesehen wird.

Durch unseren eurozentristischen Blick, der wir auf alles und jedes zu richten gewohnt sind, erheben wir die Bilder, die wir uns von anderen Kulturen machen, zu gültigen Ansichten, zelebrieren wir die eigenen Vorstellungen vom Anderen und Fremden zum einzig Richtigen.

Wie viel uns bei einem verengten Blickwinkel entgehen kann, illustriert ein Dialog aus dem frühen 19. Jahrhundert über Literatur, der heute auf Anhieb nichts mit zeitgenössischer Kunst zu tun zu haben scheint. Und doch zeigt der Dialog, welche Errungenschaften, welche Qualitäten und welches Potential wir oft übersehen.

Der Dialog stammt aus den „Gespräche[n] mit Goethe“, die sein enger Vertrauter Johann Peter Eckermann mit ihm geführt hat und 1836 veröffentlichte:

„In diesen Tagen, seit ich sie nicht gesehen“, sagte Goethe, „habe ich vieles und mancherlei gelesen, besonders auch einen chinesischen Roman, der mich noch beschäftigt und der mir in hohem Grad merkwürdig erscheint.“

„Chinesischen Roman?“ sagte Eckermann. „Der muss wohl sehr fremdartig aussehen.“ „Nicht so sehr, als man glauben sollte“, sagte Goethe. „Die Menschen denken, handeln und empfinden fast ebenso wie wir, und man fühlt sich sehr bald als ihresgleichen ...“ „Aber“, sagte Eckermann, „ist denn dieser chinesische Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichsten?“ „Keineswegs“, sagte Goethe, „die Chinesen haben deren zu Tausenden und hatten ihrer schon, als unsere Vorfahren noch in den Wäldern lebten ...“

Auch heute erstaunt es nicht, dass chinesische Kuratoren selbst die Geschichte der chinesischen Gegenwartskunst kritisch als Rezeptionsgeschichte durch den Westen wahrnehmen, die an eingrenzender Eindimensionalität leidet: Wenn chinesische Kunst im Westen präsentiert werde, gehe es im Kern immer um „Chineseness“, um Fragen nach der chinesischen Identität. Das Wissen, das der Westen über Mao und die Kulturrevolution habe, beschränke sich dabei häufig auf vereinfachte Symbole. Der komplexe politische Kontext dieser Symbole werde von den meisten Nicht-Chinesen vernachlässigt. Die meisten bezögen

sich auf ein Verständnis chinesischer Gegenwartskunst, wie es von den westlichen Kritikern und Kuratoren konstruiert worden sei.

Natürlich wird es, im Westen wie im Osten, immer kulturell vermittelte Werturteile geben. Die Gegensätze müssen sich aber nicht ausschliessen – im Gegenteil. Laozi, ein chinesischer Philosoph, der im 6. Jahrhundert gelebt hat, beschreibt in seiner Lehre mit dem zentralen Begriff des „Dao“ eine Art Urzustand, noch bevor unser Universum überhaupt entstanden ist. Darin waren Dualismen noch nicht als Gegensätze zu verstehen, sondern als eine sich bedingende Einheit. In China spricht man vom Yin und Yang, vom Sein und Nichtsein, vom Leben und Tod, von Wahrheit und Falschheit und so weiter. Dabei bedingen sich die Gegensätze. Im Ich steckt ein bisschen vom Du. Und umgekehrt. Die vermeintliche Wahrheit kann schnell in Lüge umschlagen, so wie auch eine Unwahrheit sich letztendlich bewahrheiten kann. Wie kommt das? Weil es Auseinandersetzungen gibt, Kämpfe, Veränderungen. Alles verändert sich, alles ist im Wandel. Hier wären wir wieder bei der eingangs erwähnten Bereitschaft zum Wandel, zur Verwandlung, zur Entkonditionierung.

Diese Bereitschaft wird auch von den Betrachtenden dieser Ausstellung abverlangt. Der Betrachter sieht, was er sieht. Es ist nicht wichtig, ob er mit einem östlichen oder westlichen Erfahrungshintergrund an die Bilder herantritt. Wichtig ist nur, dass er hinschaut, sich Zeit nimmt.

Bei diesem Hinschauen wünsche ich Ihnen viel Freude und Vergnügen!

Lukas Ott, Stadtpräsident